3 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. v. Buch.

(Fortsetzung.)

Der Angeredete lächelte spöttisch. „Eines Glückwunsches bedarf es in diesem Falle nicht, verehrteste Gräfin. Meine musikalische Begabung würde mich befähigen, eine ganz andere Stelle auszufüllen, als die überaus bescheidene, die mir angeboten wurde und die ich nur annehme, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“. Sie wissen, ich gehöre der älteren musikalischen Richtung an, das ist meiner Carriere hinderlich. Die moderne Zeitströmung begünstigt in jedem Fache die neuere Richtung, die Realisten. Einträgliche Stellen bekommen solche Menschen, wie ich einer bin, eben nicht, die werden von unseren sogenannten „Größen“ mit ihren Kreaturen besetzt.“

Die Gräfin hob warnend den Finger.

„Nicht so scharf, lieber Römer! Sie wissen, Sie ziehen sich durch solche Aeußerungen ganz unnötig Feinde zu!“

„Ich kann nicht heucheln,“ sagte Römer kurz. „Nun, ich werde auch ohne das mein Ziel erreichen, wenn auch vielleicht etwas langsamer als die andern.“

„Wer seinen Weg durch die Welt finden will, muß sich eben der Welt anpassen,“ bemerkte die Gräfin, die offenbar gar nicht daran dachte, daß ihre ganze Lebensweise durchaus nicht mit den Einkünften ihres Besitztums in Einklang zu bringen war.

Römer zog eine Notenrolle aus der Brusttasche. „Ein kleines Lied von mir hat einen Verleger gefunden; Frau Gräfin, darf ich es Ihnen überreichen mit der Bitte, sich meiner zuweilen zu erinnern?“

Die Gräfin nahm es dankend entgegen und bat dann den jungen Mann, zuweilen etwas von sich hören zu lassen. Sie versprach auch, an ihn zu denken, sobald sie irgend etwas für ihn thun könne, und fügte noch einige Worte über Neustadt hinzu, das sie wenigstens oberflächlich kannte, da ihr Besitztum in der Nähe der Provinzialstadt lag.

Als der junge Mann das Zimmer verließ, schaute sie ihm nachdenklich nach. Ob er ans Ziel gelangen würde?



Zum 200jährigen Krönungs-Jubiläum in Preußen: König Friedrich I.
Nach dem Gemälde von Fr. Weidemann. (Mit Text.)

4.

Fräulein Ulrike, die Tochter des Gutsbesitzers Hellborn, führte in Greinshagen schon seit ungefähr zwanzig Jahren die Zügel der Regierung, und wenn diese in ihren Händen auch nicht immer Rosenketten glichen, — wenigstens waren die Rosen nicht ohne Dornen, — das eine mußte man ihr lassen, sie war Hellborn, der in seiner Jugend viel kränkelte, eine vorzügliche Pflegerin gewesen, hatte ihn zwanzig Jahre hindurch mit wirklicher Aufopferung gepflegt und unermüdlich für ihn gewacht und gesorgt.

So lange sie denken konnte, drehten sich ihre Gedanken um Hellborn, und wenn sie von ihm sprach, so sagte sie stets, „der Bruder“, als gäbe es für die ganze Welt nur eben diesen Bruder.

Die kleine, etwas magere Dame mit dem energischen Kinn und den hellen, scharfen Augen litt zu Zeiten an Ahnungen, ja, sie waren sozusagen ihre Specialität. Fiel ein Pferd, verließ ein Mädchen den Dienst, — über die Zügel erlaubten wir uns schon eine kleine diskrete Notiz, — bekam Hellborn Streit mit einem Nachbar, kurz, was immer geschehen mochte, Fräulein Ulrike hatte es geahnt.

Sie erhob sich jetzt vom Kaffeetisch, warf einen Blick auf die unberührten Frühstückssemmeln des Bruders, dann noch einen auf ihn selber, der gedankenverloren dasaß, die Zeitung verkehrt in der Hand, und raschelte dann aus dem Zimmer.

Ihr ahnte etwas. Hellborn ging nun schon seit ungefähr einem halben Jahre wie ein Träumer umher, fuhr in jeder Woche unter den nichtigsten Vorwänden einige Male nach Kremzin hinüber und jetzt verlor er sogar den Appetit. Und die Schlußfolgerung war?

Der Bruder wollte heiraten, heiraten, trotzdem der köcherbewehrte, allbekannte Gott achtundvierzig Jahre hindurch seine Pfeile aussichtslos auf ihn verschossen hatte.

Und wen wollte er heiraten? Frau Werner auf Kremzin, eine Witwe mit verschuldetem Gute und zwei unerzogenen Kindern!!

Alle Ausrufungszeichen der Welt reichten nicht aus, Fräulein Ulrikes Entsetzen über diesen Plan einigermaßen zu dokumentieren.

In das stille und gemütliche Greinshagen, wo ein Stäubchen Unruhe und ein Fleck ernstliche Verstimmung erregen konnte, sollten zwei ungezogene, ungebärdige Jungen kommen, Unruhe bringen und selbstverständlich auch Staub und Schmutz!

Und doch, wenn Fräulein Ulrike es sich genau überlegte, die Knaben waren noch nicht das Schlimmste, das Schlimmste war Frau Werner selbst.

Sie hatte natürlich keine Ahnung von dem guten Herzen Hellborns und noch weniger von seiner sonstigen Lebensweise, wußte nicht, daß er morgens eine andere Sorte Kaffee als nachmittags trank und daß der Rotwein einen bestimmten Wärmegrad haben mußte, um ihm zu bekommen. Aber trotzdem würde diese Frau Werner in das Haus kommen, um für ihre Söhne zu sorgen. Und sie, Fräulein Ulrike, deren Befehle mehr galten als die des Herrn, vor der die säumigen Pächter und alle Schuldner Hellborns den

allergrößten Respekt hatten, sie würde, sobald jene die Frau im Hause war, das fünfte Rad am Wagen sein. Das war nur zu klar.

Bei dieser Betrachtung stieß Fräulein Ulrike einen tiefen Seufzer aus, ging aus dem Milchkeller in die Speisekammer und stieg dann, noch einmal seufzend, in die große Vorratsstube hinauf, die von riesigen Wandschränken angefüllt war.

Hier in dem Eichenholz lagerte das schöne Meißner Porzellanservice, das irgend einem Vorfahren, der sächsischer Beamter gewesen, für hervorragende Verdienste verehrt worden war. Worin diese bestanden hatten, war unklar geblieben, nur die Formel hatte sich fortgeerbt. Auch die Leinenschätze, zum guten Teil noch aus der Zeit stammend, da sich Großmutter den Brautschatz selber spann, ruhten hier und wurden von Fräulein Ulrike mit solcher Sorgfalt behütet, daß selbst der selige Cerberus sein Amt nicht besser hätte verwalten können.

Ulrike schloß die einzelnen Schubladen auf und betrachtete angelegentlich die Schätze.

Nun, Frau Werner konnte sich freuen! Aber wenn die Schwägerin ins Haus kam, eins war gewiß, Fräulein Ulrike würde dann nicht mehr darin bleiben. Bewahre! Sie zöge nach der nächsten Stadt, zu einer unverheirateten Freundin, die Mitglied eines reizenden Kaffeekränzchens war. Dort würde sie sich auf Kaffeegesellschaften und bei Whistpartien herrlich amüsieren und ihr Leben, das bisher nur Arbeit gewesen war, gründlich genießen.

Und in Gedanken an die künftigen Genüsse legte Fräulein Ulrike ihr Gesicht in in grimmige Falten.

O, über diese Frau Werner!

Ja, wäre ihr wenigstens der Bruder entgegengekommen, hätte er sich ihr gegenüber offen ausgesprochen, anstatt es ihrem Scharfsinn zu überlassen, sich sein verändertes Wesen zu erklären. Sie hätte doch wohl ein Wort verdient, das sie in aller Form auf die Sache vorbereitete.

Schon geraume Zeit ging sie als lebendiges Fragezeichen im Hause umher, indessen der Bruder bemerkte das nicht, oder wollte es nicht bemerken. Ruhig besprach er mit ihr die alltäglichsten Sachen, heuchelte ein ganz ungerechtfertigtes Interesse für Reichstagsbeschlüsse und that ihr gegenüber ganz so, als gäbe es keine Frau Werner auf der Welt, die ihn seinem Junggesellenleben abwendig machen wollte.

Da hielt der elegante Landauer vor der breiten Freitreppe. Der Kutscher steckte in der besten Livree, und auf den spiegelblank geputzten Pferden glänzte das neue, silberbeschlagene Geschirr.

Und nun trat der Bruder in einem Anzuge, den sie noch nie an ihm bemerkt hatte, vor die Thür und rief ihr, die soeben aus dem Wohnzimmer kam, im gleichgültigsten Tone von der Welt zu: „Ich fahre nach Kremzin!“

„Das sehe ich,“ erwiderte sie spitz. „Hast Du mir sonst nichts zu sagen?“

Die Frage klang so unbefangen harmlos, aber dieser Blick, den sie ihm dabei zuwarf, dieser Blick!

Hellborn errötete wie ein sechzehnjähriges Mädchen, während er in den Wagen stieg.

„Nicht, daß ich wüßte,“ entgegnete er. „Doch halt, sage dem Verwalter —“

Schnell trat sie ins Haus zurück, die Thür hinter sich zuschlagend.

„Albernheiten, er muß doch merken, was ich wissen will!“ murrte sie, hinunter in die Küche steigend; ihr ahnte bereits sehr richtig, daß heute das Mittagessen verbrennen würde.

Allein das Mittel verfehlte insofern seinen Zweck, als nämlich die verkohlte Hammelkeule serviert und abgetragen wurde, ohne daß der Bruder seinen gewohnten Platz am Tische eingenommen hatte, weil er noch gar nicht von Kremzin zurückgekehrt war.

Und der Nachmittag verging und dann begann es zu dunkeln, und Herr Hellborn kam noch immer nicht.

Die Arbeiter auf den Feldern hatten Feierabend gemacht, der Duft des frischgemähten Heus durchzog die Luft und am Himmelsbogen funkelten bereits einige Sterne. Heute war ein heißer Tag gewesen; das hatten nicht allein die Mäher auf den Wiesen, nein, das hatte man auch im Greinshagener Herrenhause empfunden.

Fräulein Ulrike war heute mit keiner Arbeit zu befriedigen gewesen, hatte die Mägde treppauf und treppab gehetzt, hatte Staub entdeckt, wo ihn kein Mensch für möglich gehalten hätte, und die verborgensten Ecken und Winkel des Oberbodens einer so gründlichen Reinigung unterzogen, daß selbst die letzte Spinne stark an Auswanderung dachte. Dabei hatte sie mit ihrer hellen, scharfen Stimme kommandiert, als gelte es, die letzte Spanne Zeit, die ihrer Regierung noch gegönnt war, tüchtig auszunutzen.

Nun saß sie in ihrem mäusefarbenen Alpaccakleide — es war, nebenbei bemerkt, die gewöhnliche, leider jedoch sehr wenig kleidsame Hülle ihrer äußern Person — in dem blitzsaubern Wohnzimmer und blickte aus dem Fenster auf die mit wildem Wein und Klematis umrankte Veranda. Sie wartete auf das Erscheinen des Bruders. Die Theemaschine stand auf dem sauber gedeckten Tischchen, die Messingklinken der Thüren blitzten, und auf den blank gebohnten Dielen lag kein Stäubchen.

Fräulein Ulrike sah sich befriedigt und doch zugleich wehmütig im Zimmer um, das von einer großen Hängelampe erleuchtet wurde. Wie lange würde das alles so hübsch sauber bleiben! Wenn erst die Jungen hier waren — —.

Da öffnete sich die Thür und Hellborn trat ein.

„Guten abend, Schwester! Entschuldige, ich habe mich ein wenig verspätet!“ sagte er mit erzwungener Harmlosigkeit. „Mein Wagen ist schon hier. Wo ich war, willst Du wissen? Nun, ich war noch draußen auf den Feldern!“

„Ach, Du hast inspiziert! Gewiß bei Beleuchtung der Glühwürmchen, denn sonst wüßte ich nicht, wie Du es zuwege gebracht hättest, noch etwas zu sehen,“ entgegnete Fräulein Ulrike spöttisch, indem sie die Spirituslampe unter der Maschine entzündete.

Als sie jedoch dem Bruder das Brot hinüberreichte, erschrak sie vor Hellborns verstörtem Aussehen.

„Mein Gott, Du siehst ja gar nicht aus wie ein glücklicher Bräutigam!“ rief sie.

Er sprang vom Sessel auf.

„Was weißt Du davon?“ sagte er tonlos.

„Gottlob, Heinrich, ich bin weder blind, noch taub. Glaube mir, ich wußte längst, was die Glocke geschlagen hatte, als Du so viel in Kremzin verkehrtest. Ich wartete aber vergeblich darauf, daß Du mir über dies Ereignis ein Wort mitteilen solltest. Und das warst Du mir doch schuldig. Ich habe zwanzig Jahr —“

Hellborn sah auf; ein spöttisches Lächeln flog über sein blasses Gesicht.

„Deine Sorge, Schwester, war ganz umsonst; es bleibt alles beim alten,“ sagte er, indem er nach dem Leuchter griff. „Gute nacht, Ulrike, ich bin müde nach dem weiten Wege.“

Fräulein Ulrike sah dem Fortgehenden verdutzt nach. Es bleibt alles beim alten! Sollte sie etwa in der ganzen Sache mit den paar Worten abgespeist werden? Sollte das etwa heißen, daß Frau Werner ihren Bruder abgewiesen hatte? Die Thörin! Denn von ihr war es Thorheit, diese vorteilhafte Partie auszuschlagen. Konnte die Frau wirklich so unglaublich verblendet gewesen sein? Aber Fräulein Ulrike mochte so viel Fragen stellen, wie sie wollte, da war niemand, der sie ihr hätte beantworten können.

Hellborn war auf sein Zimmer gegangen. Als er heute nach Kremzin gekommen war, hatte er Frau Elisabeth im Garten gefunden. Er war nicht mehr jung, doch sein Herz pochte wie das eines Jünglings, als er ihr seine Liebe gestand. Sie nahm seine Hand, und während sie mit dem ihr eigenen treuherzigen Ausdruck die Augen zu ihm aufhob, bat sie tief errötend: „Sprechen Sie nicht weiter!“

Er wurde blaß.

„Mein Gott, mein Antrag kann Sie doch nicht kränken! Ihr Gatte war mein Freund; ich weiß, daß Sie ihn geliebt haben; ich weiß, daß Sie mir nicht das gleiche Gefühl entgegenbringen können, das Sie für ihn hegten. Aber ich — ich liebe Sie mit der ganzen Glut meines Herzens! Sie sind mein Glück, Elisabeth!“

Wieder unterbrach sie ihn.

„Und Sie sind ein Schwärmer, lieber Freund. Ich meine, eine Frau, die ihren Gatten wahrhaft geliebt hat, sollte nicht zum zweiten Male heiraten, sollte nicht ihr und ihrer Kinder Schicksal den Händen eines anderen Mannes anvertrauen, falls nicht zwingende Gründe dafür vorliegen. Doch abgesehen davon, ich würde Sie nicht so glücklich machen, wie Sie denken. Ich bin im Grunde eine selbständige Natur, die sich nicht so ohne weiteres unterordnet; ich würde mich schwer in die veränderten Verhältnisse finden. Das würde auch auf Sie einen Druck ausüben, Hellborn, glauben Sie mir, und auf beiden Seiten würden Enttäuschungen die unausbleiblichen Folgen sein.“

„Aber ich liebe Sie, Elisabeth!“

Sie neigte das Haupt.

„Bleiben wir gute Freunde, wie wir es bisher gewesen sind. Ich möchte Sie durch meine Antwort nicht kränken, es sollte mir leid thun, wenn unser Verhältnis durch die heutige Unterredung einen Riß erleiden könnte.“

Er hatte dann noch manches gesagt, und sie hatte ihn in klarer, ruhiger Weise zu überzeugen gesucht, daß ihre Charaktere keinen harmonischen Accord abgeben würden.

Dann war er gegangen. Und nun dachte er an sie und daß er gehofft hatte, im Herbst seines Lebens den Sommer nachzuholen, und daß diese Hoffnung ebenso trügerisch gewesen war, wie so viele andere seiner jüngeren Jahre.

Er hatte in seiner Jugend geträumt, wie eben die ehrgeizige Jugend träumt. Er wollte sich Ruhm und Lorbeeren erwerben, und — er hatte die besten Jahre seines Lebens auf dem Kranken-

stuhle zubringen müssen. Von der Landwirtschaft verstand er nicht viel. Er beschränkte sich darauf, für ein vorzügliches Beamtenpersonal zu sorgen. Da er sich jedoch mit den human-socialen Bestrebungen der Neuzeit theoretisch beschäftigt hatte, wollte er seine Kenntnisse in dieser Beziehung praktisch verwerten. Er zeigte für seine Taglöhner das größte Interesse und bemühte sich, in Greinshagen eine sogenannte Musterkolonie einzurichten.

Aber die biederen Landbewohner, denen alle Neuerungen ein Greuel sind, waren noch nicht reif für diese Art der Humanität. In das Krankenhaus gingen sie nicht; sie lagen lieber in der einzigen, menschenüberfüllten Stube ihres Häuschens. An den Sparkassen und Bibliotheken, die ins Leben gerufen wurden, beteiligten sie sich nicht, oder nur dann, wenn man sie zum Beitritt zwang.

Hellborn war in der ganzen Gegend als Schwärmer verrufen. Seine Nachbarn zuckten über ihn die Achseln, das gewöhnliche Volk lachte über ihn und nannte ihn den absonderlichen Herrn.

Das war der Dank, den er fand.

Schon ging es stark auf Mitternacht; noch immer wachte der einsame Mann, dem das Schicksal so viel versagt hatte, auch das Glück einer späten Liebe.

Er öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus. Ueber ihm blitzten die Sterne, und der laue Nachtwind, der sich in den blühenden Linden vor dem Hause schaukelte, flüsterte ihm die traurige Bestimmung seines Lebens zu: Einsam, allein!

5.

Der ausgezeichnete Steinbecker Forst — halb war er Laub-, halb Nadelwald — stieß mit Greinshagen und Kremzin zusammen und grenzte im Norden an die königlichen Forsten. Er war die Krone der gräflichen Besitzung, und die Perle in dieser Krone war der langgestreckte, große See, der sich mitten in das Waldrevier gebettet hatte.

Die Ackerwirtschaft der Herrschaft leitete ein alter Administrator, der schon dem Vater des Grafen gedient hatte, allerdings mit mehr gutem Willen als Erfolg, da er selbst in den besten Jahren nur höchst mittelmäßige Ernten erzielte. Der Graf sah nun wohl diese Nachteile ein, aber er ließ, teils aus Bequemlichkeit, teils aus Rücksicht für den Alten die Sachen gehen wie sie eben wollten, dabei nur von Jahr zu Jahr vergeblich auf die Kündigung des Verwalters hoffend.

Mitten im Walde am See erhob sich das Forsthaus, das indessen fast einem schmucken, im Schweizerstil gehaltenen Schlößchen glich. Da der Graf mit einem oder mehreren Freunden zur Jagdzeit meist bei seinem Förster Quartier zu nehmen pflegte, hatte er es vor einigen Jahren ausbauen lassen. Während des Sommers bildete es auch das Ziel zahlreicher Wanderer aus der Umgegend, und an schönen Tagen war die zierliche, dicht am Wasser belegene Veranda selten leer von Gästen.

Glücklicherweise brauchten diese weder Hunger noch Durst zu leiden. Frau Förster Willert spendete ihrem Besuche bereitwilligst stark verdünntes Bier und Kaffee, bei dessen Bereitung sie allerdings die heimische Cichorienindustrie in übertriebener Weise unterstützte. Ueber diese kleinen Mängel aber tröstete man sich mit der herrlichen Aussicht über den schilfumgürteten See, unternahm nachher einen kleinen Spaziergang durch die schönen Eichorienpartien und ließ sich zum Abendbrot ein wundervolles Gericht Fische schmecken.

Wie mäßig auch die Getränke waren, auf Fische verstand sich die energische Frau Försterin, die im übrigen streng darauf hielt, daß in das oben beschriebene Programm keine Neuerung eingeführt ward.

Durch den herbstlich gefärbten, vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun getönten Wald schritten drei junge Menschen, die den schönen Herbst- und Feiertag zu einem Ausflug benutzten.

„Wollen wir Wette laufen, Anne-Marie?"

In dem noch sehr knospenhaften, an der Grenze der Kindheit stehenden Mädchen haben wir Mühe, die kleine Anne-Marie wiederzufinden, die vor acht Jahren vom Genfer See in das Kremziner Pfarrhaus zurückgekehrt war; aber wir sehen es auf den ersten Blick, der schlanke, blonde Krauskopf von siebzehn Jahren an ihrer Seite ist Heinz Werner, die strahlenden blauen Augen sind unverkennbar.

Lachend flog das junge Paar auf dem ebenen Weg dahin. Das zierliche, gewandte Mädchen blieb nur um ein Geringes hinter dem Gefährten zurück. Atemlos standen sie dann fast zu gleicher Zeit still.

Ernst kam langsam nach. Die Entwicklungsjahre vom Knaben zum Jüngling, die Heinz' hübschen Zügen einen neuen Reiz hinzufügten, hatten sein Gesicht nur noch farbloser und eckiger gemacht. Auch seine kleinere, gedrungene Figur trat zurück vor der schlanken, eleganten Erscheinung des Bruders.

Anne-Marie sah zu Heinz auf.

„Ist er sehr unglücklich über die Sache?"

„Gewiß nicht," sagte der Gefragte einsilbig, knickte einen Grashalm und zog ihn durch die Zähne.

„Aber wie hing denn alles zusammen? Erzähle doch!" bat Anne-Marie.

Heinz gab ungern dem Drängen nach.

„Nun denn, — die ganze Sache war eigentlich eine Kinderei. Irgend einer hatte eine Karrikatur gezeichnet, in der die Unpünktlichkeit unseres Lehrers, Doktor Ruß, verspottet wurde. Auf dem Katheder steht ein Esel, der Nüsse knackt, der Zeiger der Uhr hat die zwölfte Stunde längst überschritten. Darunter stehen die Worte: „Ein jeder kommt zu End' und Schluß, nur nicht der Doktor asinus." In der letzten Stunde vor den Ferien geht das Blatt unter geheimem Jubel herum, doch als es zu Ernst kommt — er hat nun einmal eine unglückliche Hand — entsteht ein Knistern, der Lehrer wird aufmerksam, die ganze Sache kommt zu Tage. Vor dem gesamten Lehrerkollegium soll Ernst gestehen, wer die Karrikatur gezeichnet hat, aber da er keinen Namen angiebt, bleibt die Sache auf ihm sitzen, und wohl oder übel wird er geschaßt."

„Aber wie konnte der eigentliche Thäter solche Ungerechtigkeit zulassen?" rief Anne-Marie empört. „Wer konnte so erbärmlich feige sein?"

Heinz zuckte die Achseln und lachte.

„Feige! Da hört man Dich 'mal wieder, kleine Anne-Marie. Wenn es nach Dir ginge, würde die ganze Welt vor Edelmut umkommen. Aber so etwas macht sich in Gedanken viel schöner, als in Wirklichkeit. Im Vertrauen gesagt, ich glaube nämlich, Ernst ist ganz froh, daß er nun frei ist und die Schulbank nicht noch länger zu drücken braucht, um auf den Wunsch der Mutter das Zeugnis zur Reife zu erlangen. Das Lernen wird ihm nicht leicht."

„Und aus diesem Grunde, meinst Du, hätte er geschwiegen? Nein, das glaube ich nicht!" rief sie.

„Nun, so frage ihn doch selbst!" lachte Heinz.

Mittlerweile hatte Ernst die beiden Schnellläufer eingeholt; mißbilligend sah er in des Mädchens glühendes Angesicht.

„Sei doch nicht so wild, Anne-Marie!" sagte er. Er schulmeisterte stets ein wenig an ihr herum, indessen ihr Vater, der noch immer froh war, wenn seine Tochter ihn nicht störte, weder Lob noch Tadel für ihn hatte.

„Sag' einmal, Ernst, bist Du froh, aus der Schule zu kommen?" fragte sie und schnellte mit einer energischen Bewegung den Zopf in den Nacken.

Der Gefragte steckte die Hände in die Taschen und schob mit der Fußspitze ein Steinchen aus dem Wege.

„Da ich einmal Kremzin übernehmen soll, ist es gut, ich bereite mich frühzeitig auf meinen Beruf vor. Darum war es auch das beste, ich kam fort von der Schule und brachte nicht erst einen andern in Ungelegenheiten," gab er gelassen zur Antwort.

Anne-Marie, die in ihm gern einen unschuldigen Dulder gesehen hätte, wurde ganz kleinlaut.

„Er ist der beste Mensch von der Welt, wenn er nur nicht immer so überaus vernünftig sein wollte," dachte sie.

Nun hatte die kleine Gesellschaft das Forsthaus erreicht, und Anne-Marie bestellte in der Küche das Abendbrot für sich und für Hellborns, die, wie verabredet, nachkommen wollten.

Besuch war heute nicht da, nur ein ganz junger Mann, kaum dem Knabenalter entwachsen, stand auf der Veranda und spielte mit seinem Hunde.

Frau Willert, die Försterin, machte die jungen Leute miteinander bekannt. Es war der junge Graf Steinbeck, der sich während der Ferien im Forsthause aufgehalten hatte und der die Gesellschaft von Altersgenossen mit Freuden begrüßte.

Er schlug einen Spaziergang an den See vor, der sogleich angetreten wurde.

Heinz und Leo, die gleichaltrig waren, fanden großes Gefallen aneinander, und ihr Interesse wuchs, als Leo erfuhr, daß Heinz Soldat werden wollte und in das gleiche Regiment einzutreten gedachte, welches Leo gewählt hatte.

„Mein Vater hat nämlich bei den Neustädter Husaren gedient," sagte Leo, „darum soll ich dort eintreten. Nun, ein paar Jahre wird es sich in dem kleinen Neste schon aushalten lassen, und dann wird sich wohl irgend ein guter Freund meiner erbarmen und mir eine andere Garnison anweisen."

Auch er rechnete schon auf die Bekannten seiner Mutter, ganz wie diese selbst.

Ein Bach, von der Greinshagener Höhe kommend, ergoß sich mit leisem Plätschern in den See, der sich an dieser Stelle zu einer kleinen Bucht erweitert hatte.

„Sieh, Anne-Marie, hier hat früher eine Mühle gestanden," sagte Ernst, auf einige zerbröckelte Mauerreste deutend, die sich kaum fußhoch über dem Erdboden erhoben. „Jammerschade ist's, daß sie nicht wieder aufgebaut worden ist!"

„O, die Stelle liegt lange wüst, sie soll ja auch verzaubert sein!" meinte Leo. „Der Müller besaß nämlich eine schöne Tochter und diese liebte gegen den Willen ihres Vaters einen jungen Spiel-

mann. Nur heimlich konnten sie zusammenkommen; in der Nacht trug ihn ein Kahn an ihr Fenster, und dann stieg er hinauf zu ihr. Doch einstmals erwachte der Alte und entdeckte den Kahn. Der Spielmann entfloh dem zürnenden Alten, er schwamm über den See. Es war im Herbst, die Nacht war stürmisch, und den armen Spielmann verließen gar bald die Kräfte. Mit aller Macht erhob er sich noch einmal aus den Wellen und sandte zur Mühle einen Gruß hinüber. Dann begrub ihn der See in seine Tiefe. Die Leute meinen nun, an schönen Sommerabenden spuke sein Geist hier herum, und wem er erscheine, dem bringe er Unglück."

„Wie tief ist der See?" fragte Heinz.

„O, sehr tief. Das Senkblei des Försters hat dreihundert Meter, und dort drüben hat er keinen Grund gefunden. Das ist just die Stelle, wo der Spielmann ertrank."

Um den Platz genauer zu bezeichnen, nahm Leo ein Scheit Holz, das am Boden lag, und warf es mit kräftigem Schwung in den sonnenblinkenden See.

Lux, der Pudel, der seinem jungen Herrn gefolgt war, faßte aber den Wurf falsch auf. Er glaubte, er solle apportieren, sprang ins Wasser und schwamm dem schnell weitertreibenden Holze nach.

Alle lachten; Leo rühmte seinen geschickten, gelehrigen Hund. — Als ihm Lux das Scheit vor die Füße gelegt hatte, ergriff es Leo, um es darauf noch einige Male ins Wasser zu werfen, und immer wieder mußte der Hund apportieren.

Zuletzt bat Ernst: „Lassen Sie es gut sein, das Tier ist noch jung; es ist müde."

Leo, der an das Holz ein von Anne-Marie gepflücktes Sträußchen gebunden, sagte: „Die Blumen müssen wir wieder haben. Allons, Lux!"

Alle folgten aufmerksam den müden Bewegungen des Hundes. Mitten auf dem See schien ihn seine Kraft zu verlassen. Plötzlich verschwand er.

„Er ertrinkt," sagte Ernst.

Leo aber warf seinen Rock ab und sprang in den See.

„Ich kann schwimmen," rief er.

Nun war er an der Stelle, wo die Blumen trieben, und urplötzlich verschwand auch er vor aller Augen.

Anne-Marie und Heinz verfolgten in atemloser Spannung, Ernst kopfschüttelnd, das Schauspiel im Wasser.

Aber alle Sorge sollte unnötig sein.

Leo kam, zwar ohne Lux, wieder zum Vorschein. Er verschwand noch einige Male in der Tiefe, ohne etwas erreicht zu haben. Doch jetzt — jetzt brachte er den Hund mit.

„Hurra!" rief Heinz, als Leo ans Land stieg, den lebenden Lux im Arm.

„Sie müssen wissen, ich habe immer Glück!" triumphierte Leo, den triefenden Hund in seine Jacke hüllend. Dann eilte er mit Heinz im Sturmschritte dem Försterhause zu. Ernst folgte langsam mit seiner Gefährtin.

„Das war eine Heldenthat!" sagte die leichtbegeisterte Anne-Marie.

„Heldenthat?" fragte Ernst ruhig. „Einen so müden Hund halb zu Tode hetzen, nenne ich Tierquälerei!"

„Aber er hat ihn mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet," widersprach das junge Mädchen.

„Zugegeben, doch wie bleibt die Folgerichtigkeit der ganzen Sache? Man muß sich doch die Konsequenzen des unternommenen Schrittes klar machen! Der Hund wäre auf ein Haar einer Laune wegen und Steinbeck vielleicht eines Hundes wegen ums Leben gekommen. Solche Bravaden sind nicht mein Geschmack."



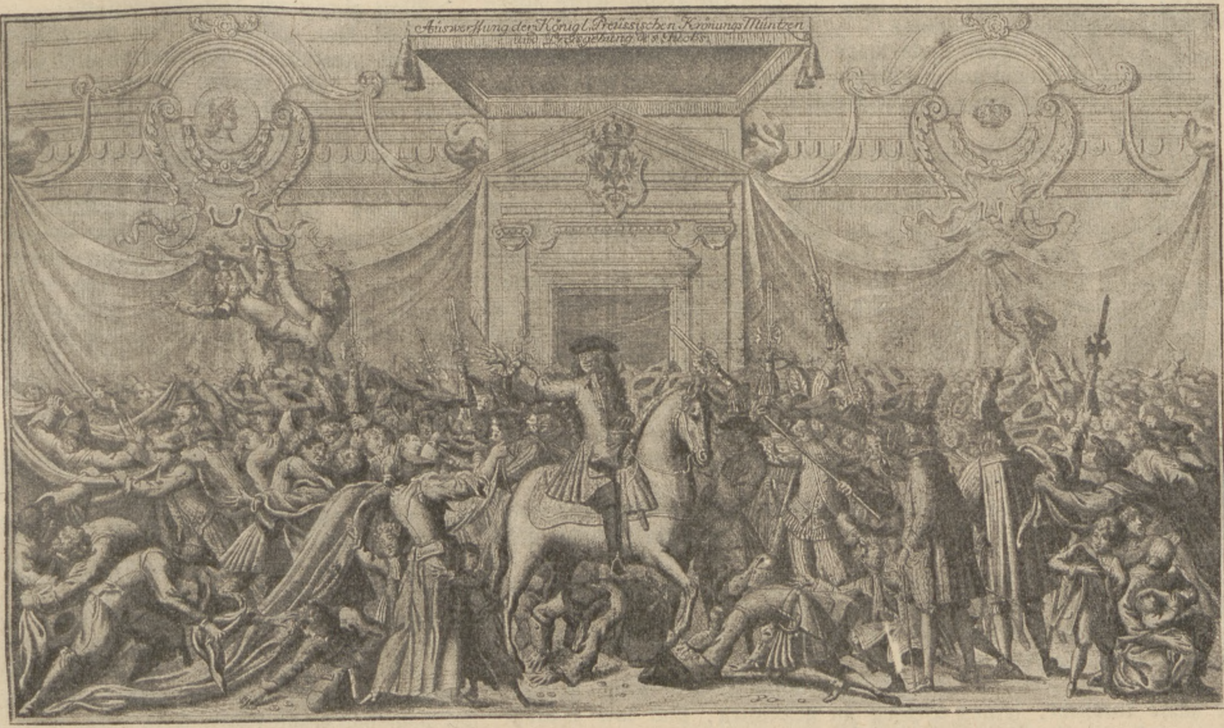
Wintertag auf der Landstraße. Von Hugo Mühlig. (Mit Text.)



Der König mit Suite.

„So hätte er also Lux ertrinken lassen sollen?"

„Nein, nur früher Rücksicht auf ihn nehmen," lächelte Ernst. Wenn er lächelte, trat in die stillen Augen ein Ausdruck, der das ganze Gesicht merkwürdig verschönerte.



Verteilung von Krönungs-Münzen und Zerschneiden des Tuches.

Als sie ins Forsthaus zurückkehrten, hatte sich dort Hellborn mit seiner Schwester eingefunden.

Fräulein Ulrike verhandelte soeben mit der Frau Willert.

Ich habe eine Ahnung, daß mir Fische heute nicht bekommen, Liebste; können Sie mir nicht einen Eierkuchen backen?"

„Eier giebt es nicht," erklärte die Försterin.

„Aber Sie halten doch Hühner?"

„Nicht für Gäste."

„Aber Sie können doch Eierkuchen backen?"

„Kann ich wohl, aber thue ich nicht." — Das Gespräch war zu Ende.

Fräulein Ulrike wollte nun auch ein übriges thun. Sie ließ sich also ein Portion Fische geben, aber sie aß sie nicht.

Frau Werner kam kurz vor dem Abendbrot. Herr Hellborn eilte ihr sogleich entgegen und setzte sich zu ihr. Es waren sieben Jahre verflossen, seit er um sie geworben hatte; sie dachte wohl kaum noch an jene Stunde zurück; auch er hatte längst überwunden.

„Ich habe Sorgen, lieber Freund," klagte sie, „und die meisten macht mir Ernst. Er war immer so pedantisch vernünftig und nun der plötzliche Abgang von der Schule. Sie wissen, stille Wasser sind tief!"

Hellborn unterbrach sie. „Ernst macht Ihnen Kummer? Nicht möglich, Frau Elisabeth! Ich dächte, wenn jemand in der unglücklichen Sache zu beklagen ist, so ist doch er es. Er ist zweifellos unschuldig!"

Frau Werner zuckte die Achseln:

„Möglich! Ich denke jedoch zuweilen, er habe seinen Abgang erzwingen wollen, um mich jetzt schon zu verdrängen."

Das Testament ihres Mannes hatte bestimmt, daß Ernst mit vollendetem fünfundzwanzigsten Jahre das Gut übernehmen sollte, falls Frau Werner vorher nicht selbst von der Verwaltung zurückträte. Diese Formel, die Werner nur in bester Absicht und offenbar nur zu ihren Gunsten hinzugefügt, hatte Frau Werner plötzlich mißtrauisch gemacht. Es fällt keinem leicht, jüngeren Kräften zu weichen, und sie war eine selbständige Natur und hatte die Stellung, die sie ausfüllte, sich erst mühsam erkämpfen müssen.

„Ernst beabsichtigt, Sie zu verdrängen?" fragte Hellborn verwundert; er schien sie nicht zu verstehen.

Sie sah zu Ernst hinüber, der den Blick auffing und die Augen zu Boden senkte.

„Gerade herausgesagt,



Zum 200jährigen Krönungs-Jubiläum in Preußen: Die Königin mit Suite. (Mit Text.

die ganze Angelegenheit hat mich verstimmt. Ich möchte Ernst jetzt nicht um mich haben. Wollen Sie ihn nicht vorläufig in Ihre Wirtschaft nehmen?" fragte sie. (Fortsetzung folgt.)

Die Rehkeule.

Von Camille Debans.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

1.

Madame Double ist zweiunddreißig Jahre alt, sie ist eine Schönheit auf der Höhe ihres Ruhmes. Mit ihren zahlreichen guten Eigenschaften und einigen Tugenden macht sie Herrn Double glücklich, einen kleinen, mageren und nervösen Mann von vierzig Jahren. Nie hat ein Sturm den Frieden der Häuslichkeit gestört. Sie leben zufrieden von zwölftausend Francs Rente, von denen sie nicht die geringsten Ersparnisse machen.

Am 12. Februar erhob sich Madame Double und sagte:

„Am 15. werden Herr und Frau Skatinski bei uns speisen; es wäre Zeit, an die Aufstellung des Menus zu denken."

„Etwas Solides, meine Liebe, kaufe etwas Solides. Diese Leute aus dem Norden haben immer großen Appetit."

„Gut, ich werde eine Rehkeule bringen lassen."

Sie ging fort; doch gerade, als sie mit dem Dienstmann zurückkam, der die Rehkeule trug, übergab man ihr einen Brief, den sie in fieberhafter Erregung öffnete.

„Das ist ja nett!" rief sie; „so etwas kann auch nur uns passieren! Madame Skatinski entschuldigt sich; ihr Mann hätte eine Brustfellentzündung bekommen."

„Um so schlimmer!" sagte Herr Double mitleidig.

„Um so schlimmer! um so schlimmer!" brummte Madame Double ärgerlich; „deshalb habe ich die Rehkeule doch schon gekauft."

„Ach!"

„Ach!" wiederholte die wütende Gattin, den Ton, die Haltung, die Stimme, die Miene und den Blick ihres Gatten kopierend; „ist das alles, was Du zu sagen hast?"

„Was zum Teufel soll ich denn sonst noch sagen? Wir werden die Rehkeule eben essen, das ist alles."

„Ja, ein Stück von zwölf Pfund für uns beide und das Dienstmädchen; daran haben wir ja für den ganzen Winter genug!"

„Du übertreibst," versetzte Herr Double ruhig; übrigens würde ich an Deiner Stelle die Rehkeule dem Händler zurückschicken."

„Er wird sie nicht nehmen."

„Nun, dann essen wir sie eben. Das ist unangenehm, aber . . ."

„Wie wär's, wenn wir die Carterets einladen? Ohne Umstände, ganz einfach. Mit einem Vorgericht und einem Gemüse wird's ganz gut gehen."

„Ausgezeichnete Idee! Da wir uns doch eine kleine Ausgabe machen müssen, ist es gleich, ob es für die Carterets ist oder für die Skatinskis."

„Mein Gott, da wir gerade dabei sind, wäre es vielleicht politisch, wenn wir Puteaux auch einladen . . ."

„Deinen Vetter? der uns die Erbschaft Deines Onkels Magloire streitig macht."

„Ja, mein Freund. Hatte unser Advokat Dir nicht gesagt, er hätte Aussicht, seinen Prozeß zu gewinnen, und wir thäten klug, uns mit ihm zu vergleichen?"

„Das ist wahr, doch er ist spitzfindig, boshaft. Ich kann die boshaften Leute nicht leiden."

„Man kann sie wohl drei Stunden um sich dulden, um hunderttausend Francs zu verdienen."

„Schön! Sei's um Puteaux. Aber da wir gerade dabei sind, wäre es nicht passend, wenn wir Sébillan und seine Nichte auch einladen? Du hast Verpflichtungen gegen sie."

„Du hast recht. Das macht also fünf Personen und wir beide. Ich werde mich mit allem beschäftigen."

Darauf verließ Madame Double ihren Gatten, um mit ihrer Köchin zu konferieren.

2.

Als sie in das Kabinett des Herrn Double zurückkehrte, saß dieser, die Kohlenschaufel in der Hand, am Kamin und schien in tiefes Nachdenken versunken.

„Sage 'mal, Natalie," begann er bald darauf mit sanfter Stimme, „ich fürchte, die Tardifs und die Gréloups fühlen sich verletzt, wenn sie erfahren, daß wir sie nicht eingeladen haben."

„Abgesehen davon, daß Puteaux nicht verfehlen wird, ihnen davon zu erzählen."

„Wie wär's, wenn wir nun gar kein Diner gäben?"

„Ja, aber meine Rehkeule . . ."

„Das ist wahr! Dann müssen wir also die ganze Gesellschaft einladen, und Herrn Lestade, ohne den die Tardifs nicht kommen, und Herrn von Saint-Long, unsern Protektor."

„Wenn nur mein Speisezimmer dazu groß genug ist! Die Gréloups sind vier und die Tardifs drei. Das wird einem Regimentsessen ähnlich sehen; und werde ich überhaupt genug Couverts und genug Geschirr haben?"

„Mache Dir einen Ueberschlag, und wir werden sehen," sagte Herr Double.

Eine Stunde später erschien die liebliche Natalie wieder.

„Ich habe meinen Ueberschlag gemacht," sagte sie.

„Wir werden sechzehn bei Tisch sein. Infolgedessen wird es mir an Schüsseln und an Silberzeug fehlen."

„Unterdrücken wir fünf Gäste!"

„Wie das anfangen? Und warum?" fragte Madame Double mit schmeichlerischer Stimme. „Seit langer Zeit nehmen wir uns vor, unsere Einrichtung zu ergänzen, benutzen wir diese Gelegenheit. Wir werden mit einigen Hundert Francs davon kommen."

„Außerdem machen wir auch nicht oft Thorheiten. Uebrigens erinnert mich Deine Idee daran, daß ich schon seit langer Zeit unser Speisezimmer häßlich finde. Wenn nur die Skatinskis dagewesen wären, so hätte man sich mit ein paar Blumen behelfen können; doch die Tardifs, frühere Bankiers, kann man nicht auf dieselbe Manier behandeln."

„Sie machen einem allerdings große Verlegenheit."

„Und Herr von Saint-Long? was würde der sagen, wenn wir so knausern?" fuhr Herr Double fort. „Darum möchte ich ein Gemälde an die Stelle hängen, wo sich jetzt der Stahlstich: „Napoleon bei Waterloo" befindet! Uebrigens komm mit, wir wollen unsere Pläne entwerfen."

Man ging nach dem Speisezimmer.

„Da! hier würde ich das Gemälde anbringen," sagte Herr Double. „Und dann rings herum müssen wir 'n paar antike Schüsseln haben. Wir werden ein oder anderthalb Dutzend anbringen. Ohne antike Schüsseln ist kein Eßzimmer denkbar. Ich habe sogar schon eine so bedeutende Anzahl gesehen, daß ich mich gefragt habe, wie man so viel antike hat bewahren können. Aber schließlich geht uns das nichts an. Man hat mir übrigens gesagt, das sei nicht allzu teuer. Ich kenne einen Trödler, den will ich aufsuchen."

„Ja, aber wieviel willst Du ausgeben? Wir können doch nicht tausend Francs in Schüsseln anlegen."

„Tausend Francs! Fürchte das nicht! Ehe ich eine solche Summe ausgebe, lieber gebe ich weder Herrn von Saint-Long, noch Gréloup, noch Tardif, ja, nicht einmal dem Kammerpräsidenten ein Diner."

„Ja, aber Dein Gemälde und Deine antiken Schüsseln werden nicht genügen, die Wände des Eßzimmers auszuschmücken."

„Aber ich dächte doch."

„Höre, Double, sieh Dir doch den Kamin an und den Platz neben und über dem Kamin. Soll ich Dir etwas sagen? Entweder man macht eine Sache ordentlich oder man macht sie gar nicht."

„Was meinst Du damit?"

„Ich würde mich mit einer Glastruhe im Stile Heinrichs II. begnügen, die als Büffet dienen kann, eine richtige Truhe, ein bischen groß — so etwas füllt — mit einer breiten Konsole zum Anrichten. Und dann einen hübschen Tisch, der dazu paßt, und Stühle."

„Ich sage nicht nein; aber wenn nichts an den Wänden ist, würde das düster aussehen. Es muß ein heiterer Punkt da sein, auf dem das Auge ruhen kann. Ich halte an meinen antiken Tellern und Schüsseln fest. Was den Kamin betrifft, so hatte ich an ein Bild gedacht, ein Stillleben. Ja, aber dafür müßte man wenigstens fünfhundert Francs ausgeben."

„Und dann mußt Du auch eine andere Ampel kaufen."

„Anatole, der sich für einen Journalisten ausgiebt," fuhr Herr Double fort, „hat mir erklärt, im Punkte Gemälde ist es weit besser, sie ein bischen teurer zu bezahlen, denn man kann immer etwas daran verdienen, wenn der Maler stirbt."

„Und wenn er nicht stirbt?"

„Aber warum sollen denn die Maler nicht genau so sterben wie andere Leute?"

„Ich sehe schon, wir werden Unsummen ausgeben," bemerkte Madame Double.

Eine lange Pause. Dann kommt Madame, der viel an ihrer Truhe liegt, darauf zurück. Er widerspricht nicht; doch er beharrt eigensinnig auf seinem Gemälde und den antiken Schüsseln.

„Was die große Wand da betrifft, so werden wir die Leere dadurch ausfüllen, daß wir zwei von diesen großen Cuivrepoli-Platten anhängen, die man jetzt überall sieht. Zwischen den beiden bringen wir eine Kleinigkeit an, und die Sache ist abgemacht."

„Gieb acht, Double, wir werden wenigstens zweitausend Francs hinauswerfen!"

„Zweitausend? . . . Sage dreitausendfünfhundert."

„Das ist zu viel!"

„Essen wir unsere Rehkeule also allein."

Neue Pause.

3.

„Was meinst Du?“ fragte Madame Double bald darauf.

„Ich mache meinen Ueberschlag; ja, annähernd wird uns die Sache dreitausendfünfhundert Francs kosten.“

„Vergiß nicht zwei Dutzend Couverts, sieben bis acht Dutzend Teller, vier Kompottschüsseln und Obstteller. Und eine Suppenterrine! Die meinige ist altmodisch, und wenn wir Herrn de Saint-Long bei Tische haben, so begreifst Du wohl.“

„Dann werden wir unter viertausend Francs nicht fortkommen. Was sagst Du dazu?“

„Ich sage . . . ich sage . . . Was sagst Du denn?“ entgegnete Madame Double.

„Das ist der dritte Teil unseres Einkommens.“

„Es ist wahr, wir werden im nächsten Sommer nicht aufs Land gehen können.“

„Aber dafür ist's auch fürs Leben.“

„Nun gut, opfern wir viertausend Francs, aber keinen Centime mehr.“

„Wo denkst Du hin? Ich habe alles reichlich berechnet; aber ich denke, wir werden billiger dazu kommen. Na, jedenfalls kommt uns die Rehkeule teuer zu stehen.“

„Na, nun ist's einmal beschlossen,“ sagte Madame Double in entschiedenem Tone; „wir dürfen nicht zögern, denn wir haben nicht mehr viel Zeit. Glücklicherweise können wir das Diner bis zum 18. verschieben, weil die Rehkeule sonst noch zu frisch ist. Heut abend wirst Du die Einladungen abschicken. Jetzt wollen wir uns auf den Weg machen. Du übernimmst das Speisezimmer, das Gemälde, die alten Schüsseln.“

„Gut, und Du kaufst das Tischservice. Du mußt auch Gläser haben; daran hast Du gar nicht gedacht.“

„Richtig; das ist wahr!“

„Denke doch, sechzehn Personen! Na, gehen wir!“

„Und vor allem mach's nicht wie gewöhnlich,“ empfahl Madame Double; „handle tüchtig, namentlich bei den Trödlern; biete den dritten Teil dessen, was man verlangt.“

„Fürchte nichts! Uebrigens übervorteilen einen die Antiquitätenhändler nie, das ist bekannt.“

4.

Madame Double kam um 7 Uhr nach Hause. Ihr Gatte kam erschöpft, zerschlagen, todmüde eine Viertelstunde später. Doch wenigstens haben sie so ziemlich alles auf einmal erledigt.

„Na?“ fragt das eine.

„Na?“ fragt das andere.

„Ach! es ist 'n bischen teurer, als ich glaubte. Namentlich die alten Teller. Ich hätte es nicht geahnt. Die Truhe hat mich auch viel Geld gekostet.“

„Ich habe den Preis nicht überschritten, den ich anlegen wollte; aber ich hatte vielerlei vergessen, darunter auch eine Oelflasche mit Ständer. Es ist dringend nötig, daß ich einen andern anschaffte; der alte war nichts mehr wert. Ich habe einen Gelegenheitskauf gemacht: eine Menge im Stil Ludwigs XV. aus Silber mit Salznäpfchen. Du weißt, so was behält immer seinen Wert. Man braucht es hundert Jahre, und es verliert doch nichts von seinem Gewicht. Kurz, ich habe es gekauft, außerdem eine Kaffeekanne mit Zuckerbüchse, Theekanne und Tablett.“

„Alles aus Silber?“ fragte Herr Double, dessen Stirn sich sichtlich verdüsterte.

„Ja,“ versetzte Natalie sanft, wegen des Wertes. Das Alfenide hat ja keinen Zweck. Ich wollte auch Bestecke aus Silber kaufen, aber ich fürchtete, das könnte Dir unangenehm sein. Ach, ich hatte noch die Messer vergessen; zwei Dutzend große und zwei Dutzend Dessertmesser. Ich habe etwas sehr Elegantes ausgesucht. Du wirst ja sehen.“

Herr Double hatte große Lust, seine Frau auszuzanken, daß sie das Maß so bedeutend überschritten, aber er hätte sich so sehr vergessen, daß er befürchtete, von ihr gescholten zu werden, und darum schwieg er.

(Schluß folgt.)

Schwarzdornhecken.

Der Schwarzdorn (Schlehdorn) kommt auch auf mageren, steinigen Bodenarten oder überall noch dort fort, wo andere für Einfriedigungen geeignete Holzarten entweder gar nicht mehr wachsen oder verkrüppeln. Der Schwarzdorn ist deswegen die „Hecken- und Schutzpflanze des mageren Bodens“. Wahr ist es, daß die Wurzeln des Schwarzdorns weit ausstreichen und überall sehr unerwünschten Ausschlag bringen. Das kann man aber dadurch verhindern, daß man die Hecken auf einen vielleicht 1/2 bis 3/4 Meter hohen Wall setzt und die Gräben desselben (Wurzelgräben) offen hält. Ferner ist es nötig, daß man die dickeren Stämme alle vier bis fünf Jahre aushauen läßt, denn sonst bleibt die Hecke nicht so dicht und undurchdringlich, wie sie sein muß, wenn sie den Namen Schutzhecke wirklich verdienen soll. Das Holz, welches man hierbei erhält, bezahlt die Arbeit des Aushauens reichlich genug. Eine Schwarzdornhecke liefert außerdem, daß sie — wenn passend angelegt und gut unterhalten — den Grundstücken jeden Schutz giebt, welchen eine lebende Einfriedigung zu geben vermag, noch folgende Vorteile: Sie gehört zu den Mitteln, die Baumschulen vor Hasenfraß zu schützen. Denn anstatt in die Baumschulen einzudringen und hier die jungen Bäume zu benagen, begnügen sich die Hasen gewöhnlich damit, die Außenseite der Schwarzdornhecke zu benagen, so weit sie hinaufreichen können. Die auf dem Schwarzdorn lebenden Raupen sind fast durchwegs dieselben Arten, welche sonst früher oder später die Obstbäume kahl fressen, und zwar thun sie dies vorweg da, wo entweder die Dornen ganz fehlen oder zu wenig Dornen vorhanden sind. Immer legen die betreffenden Schmetterlinge ihre Eier nämlich zuerst auf die Dornsträucher und nur ausnahmsweise auf die Obstbäume. Die Dornsträucher, beziehungsweise Dornhecken bilden dazu wieder den Lieblingsaufenthalt und den Nistplatz mehrerer von Raupen hauptsächlich lebenden Vögel, die hier der weiteren Vermehrung und Verbreitung des schädlichen Ungeziefers bequem und gründlich entgegenwirken können. Schwarzdornhecken, sowie auch einzelne Gruppen von Schwarzdornen geben mehreren nützlichen Wildarten, insbesondere aber den Rebhühnern, einen ausgiebigeren Schutz, als irgendwelche andere Holzart — die Stechpalme vielleicht ausgenommen — es zu thun vermag. Auch für den Küchengebrauch ist der Schwarzdorn nicht ohne Wert. Seine Blätter liefern uns, angemessen getrocknet, Theesurrogate (werden deswegen aber auch leider nur zu häufig zur Verfälschung des chinesischen Thees verwendet). Die reifen, erst durch Frost erweichten Früchte (Schlehen) mit Essig, Zucker und Gewürz eingemacht, liefern eine gute Beispeise zu Rindfleisch u. s. w. Ferner werden die Schwarzdornfrüchte zur Bereitung des Schlehenweines benützt. Auch läßt sich aus den Früchten, den Wurzeln und der Rinde des Schwarzdorns eine sehr feine und unverwüstliche schwarze Farbe ziehen. Außerdem finden mehrere Teile des Schwarzdorns eine arzneiliche Verwendung. — Für Salzgradierwerke hat der Schwarzdorn bekanntlich einen großen Wert, und die dickeren Stämme eignen sich vorzüglich für feine Drechslerarbeiten. In Amerika wird der Schwarzdorn stellenweise in großem Maßstabe angebaut, um Spazierstöcke aus demselben anzufertigen, welche einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden.

(Dresdner landwirtsch. Presse.)

Winternacht.

So selig zu plaudern, daß Stunden
Wie Träume vergehn,
Wie rasch dann die Zeit entschwunden,
Am Dunkeln der Kerze nur sehn,
Das ist's, was so traulich uns macht
Die sausende, brausende Winternacht.

Zu plaudern, und wieder versunken
In uns allein,
Von innerster Wonne trunken
Vertieft in Gedanken sein,
Das ist's, was zum Frühling uns macht
Die sausende, brausende Winternacht.

Zu scheiden, das Hausthor entriegeln,
Und scheidend das Glück
Mit einem Kusse besiegeln,
Ein Gruß noch, ein Wink noch zurück,
Lebt wohl, o Stunden, so selig verbracht
In der sausenden, brausenden Winternacht!

H. Lingg.

UNSERE BILDER.

Zum 200jährigen Krönungsjubiläum in Preußen. Die Geschichte des preußischen Staates beginnt mit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten (1640—1688), obgleich sein Staat noch nicht den Namen Preußen führte. Dieser kam nur dem Herzogtum Preußen zu, welches damals das jetzige Ostpreußen war. Der Große Kurfürst schüttelte 1660 die polnische Oberlehenshoheit über Ostpreußen ab, er erwarb durch den Westfälischen Frieden Hinterpommern, die Stifter Magdeburg und verschiedene andere Gebiete, und hinterließ ein wohlgeordnetes Staatswesen. Unter seinem Nachfolger Friedrich III. vergrößerte sich das Land weiter und wurde im Jahre 1701 zum Königreich erhoben. Die Krönungsfeier fand am 18. Januar 1701 in Königsberg statt. Am 14., morgens 8 Uhr versammelte sich vor dem Königsberger Schlosse ein farbenprächtiger Aufzug: 4 goldschimmernde Herolde, 24 berittene Trompeter und Pauker nebst einer Schwadron Kavallerie, dazu 60 Edelleute zu Pferd in prächtiger Ausrüstung und Kleidung. Der Zug ordnete sich, ritt durch die Stadt und auf verschiedenen Plätzen rief einer der Herolde das bevorstehende Ereignis aus. In das Schmettern der Trompeten mischte sich das freudige Vivat der Bürger. Am 17. Januar ward der hohe Orden vom schwarzen Adler gestiftet. So wurden auch die alten Hochmeister- und Ordenstraditionen in der modernen Form eines Hofordens mit dem neuen Königtume verknüpft. Auf den nächsten Tag war die Krönung angesetzt. In der

Schloßkirche war eine ansteigende Tribüne erbaut, der ganze innere Raum reich geschmückt, vor dem Altar ein mit der Krone geschmückter Doppelthron für Friedrich und seine Gemahlin errichtet. Ganz Königsberg war in Erregung. Schaulust und neugierige Erwartnug wurden immer mehr gesteigert durch die Prachtentfaltung der Festgäste und der Adelsfamilien, welche von allen Seiten in die Stadt gefahren kamen, durch die Ceremonienmeister und Pagen, die man geschäftig sah. An dem wetterkalten Morgen des 18. Januar drängte sich schon von fünf Uhr an die Menge, um, wenn auch nicht in die Kirche, zu der einige tausend Eintrittskarten ausgegeben waren, so doch in die Nähe des Schlosses zu kommen, das mit der Kirche durch einen rot ausgeschlagenen Gang verbunden war. Dann ging das Krönungsfest vor sich, prunkvoll und umständlich, wie es der Zeit entsprach. Durch die beiden Hofprediger wurde das neue Königspaar gesalbt. Und darauf ergriff Friedrich, während die Glocken von allen Türmen klangen, die auf dem Altare liegende Krone und hob sie sich mit eigner Hand aufs Haupt. Im Schlosse folgte das Festmahl, und auf den Plätzen und Straßen von Königsberg wiederholte man die uralten Schaustellungen und Belustigungen für das Volk, wie sie seit dem Mittelalter bei den deutschen Königs- und Kaiserkrönungen zu Aachen und zu Frankfurt geübt wurden. Es fehlte weder an dem mächtigen Ochsen, der, inwendig ganz mit Geflügel vollgestopft, am Spieße gebraten wurde, noch an dem weißen und roten Weine, der aus Röhrenleitungen floß; 10,000 Thaler in verschiedener Münze wurden unter das Volk geworfen. Am Abende veranstaltete die Bürgerschaft eine großartige Illumination. Auch die nächsten Tage hindurch gab es Festlichkeiten aller Art. Diesen folgten Werke königlicher Fürsorge, und am 8. März verließ Friedrich seine Krönungsstadt wieder, um langsam, unter Besuch anderer Städte, nach Berlin zurückzukehren, wo er am 6. Mai 1701 unter dem Donner der Geschütze als König einzog. Auch hier folgte noch eine lange Reihe von Festen. König Friedrich I. besaß am 18. Januar 1701 keinen einzigen Unterthanen oder Soldaten mehr, als am 17. Januar der Kurfürst Friedrich III. besessen hatte. Trotzdem war die Krönung von größter Bedeutung. In diesen zweihundert Jahren ist das Königreich Preußen, welches am 18. Januar 1701 zu Königsberg begründet wurde, zur europäischen Großmacht und zur Weltmacht emporgestiegen und hat den Deutschen eine besser gefügte Einheit und erfolgreichere Führung gebracht, als sie sie jemals unter den berühmtesten Kaisern ihrer alten Geschichte besessen haben.



Ein zweibeiniger Löwe.

Eine Tierbändigerin, jung und hübsch, führt einen Löwen vor und läßt sich von ihm ein Stück Zucker aus dem Munde nehmen.
„Das kann ich auch!“ ruft ein Zuschauer.
„Was, Sie schmächtiger Jüngling, fragt die schöne Athletin.
„Gewiß, gerade so gut wie der Löwe.“

Wintertag auf der Landstraße. Die Natur schläft und über Feld und Wald ist ein weißes Leichentuch gebreitet. Aber trotzdem entbehrt die Landschaft des Reizes nicht, wie wir das aus einem lebenswahren Gemälde von Hugo Mühlig ersehen. Die Landstraße ist belebt, und vor dem Dorfe, das in Schnee gehüllt ist, hält ein Schäfer mit seiner kleinen Herde und dem treuen Hunde und plaudert mit einem Dorfbewohner, der Kleinholz im Walde gesammelt hat. — Im Hintergrunde ertönt lustiges Schellengeläute, und ein Schlitten, in dem sich eine fröhliche Jagdgesellschaft befindet, fährt im raschen Trabe, von einem bellenden Dorfköter verfolgt, dem Dorfe zu. Ueber der Landschaft wölbt sich der bleigraue Winterhimmel, auf den Bäumen, an den Aesten glitzern ungezählte Demantkrystalle; der Schnee knistert unter den Füßen und nur der lustige Spatz oder die Schopflerche begegnet uns auf der Landstraße. Alles ist ruhig — die Natur schläft. St.

ALLERLEI.

Unsere Dienstmädchen. Frau: „Wie viel Lohn verlangen Sie?“ — Mädchen: „Das hängt ganz davon ab, wie viel Geheimnisse es hier im Haus giebt!“

Abgeblitzt. Höhere Tochter: „Ist es wahr, Herr Professor, daß Ihr Herr Vater Gänsehirt gewesen ist?“ — Professor: „Ja freilich, ich muß ja auch Gänse hüten.“

Abwechslung. Junge Frau: „Der Arzt meint, meine Nervosität rühre von der monotonen Lebensweise her, ich brauche mehr Abwechslung.“ — Gatte: „So! Das läßt sich ja machen. Gehe heute nicht in Deine Spielgesellschaft und auch nicht ins Theater und bleibe zur Abwechslung einmal zu Hause.“

Für beständige Jasager. Mirabeau hatte einmal einen Tischgast, der, vermutlich im Bewußtsein, Mirabeau geistig nicht gewachsen zu sein, ein Eingehen auf die Unterhaltung sorgfältig vermied und zu allem „ja“ sagte, was der Gastgeber vorbrachte. „Aber, bester Freund,“ rief Mirabeau, dadurch gelangweilt, schließlich aus, — „so sagen Sie doch wenigstens einmal „nein,“ damit man merkt, daß hier zwei anwesend sind.“ K.“

Mirabeau. Wie abgöttisch Paris seinen Mirabeau verehrte, zeigten die letzten Tage dieses großen Mannes. Nicht nur, daß das Volk die Straße, in welcher er wohnte, selbst absperrte, damit kein Wagengeräusch den Kranken störe, erbot sich ein junger Mann, sein Blut herzugeben, um eine Umzapfung zu bewerkstelligen, wenn die Aerzte sie für heilsam und ausführbar halten sollten. Am Tage des Leichenbegängnisses, einer Feierlichkeit, von der die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen vermag, bildeten Hunderttausende den eine Meile langen Zug. Alle Theater waren geschlossen, ja das Volk drang sogar in Privathäuser, wo man sich lärmender Unterhaltung hingab und stellte so die Ruhe wieder her. — Als man, durch den Staub der Boulevards belästigt, sich beklagte, daß der Gemeinderat nicht bespritzen ließ, rief eine Frau: „Ach — er hat auf unsere Thränen gerechnet!“ St.

GEMEINNÜTZIGES

Gegen Kellerasseln schüttet man in eine Flasche eine kleine Menge Weingeist, schwenkt die Flasche so herum, daß die inneren Wände und der Hals derselben befeuchtet sind und legt sie auf den Kellerboden, daß die Oeffnung den Erdboden berührt. Die lästigen Tiere haben eine besondere Vorliebe für Spirituosen und ziehen sich infolgedessen in die Flasche, wo man sie nach einigen Tagen zu Hunderten vorfindet und wo sie infolge der Betäubung verbleiben. Wiederholt man dies einige Male, so ist der Keller von Asseln beinahe gänzlich befreit.

Azaleen, die zum Aufblühen warm gestellt werden, müssen besonders bei der Zimmerkultur fleißig begossen werden. Fallen die Blätter trotzdem ab, dann ist die Pflanze entweder wurzelkrank oder infolge des meistens erst im Herbst erfolgenden Einpflanzens aus dem freien Grunde nicht genügend angewurzelt. In beiden Fällen eignet sie sich nicht zum Antreiben. Warmgestellte Azaleen müssen mit warmem Wasser bei hellem Wetter auch in der Krone tüchtig benäßt werden, weil sonst Thrips und Spinne, beides winzige Schädlinge, die Pflanzen vollständig ruinieren.

Magentropfen. Man nehme von der Apotheke: 8 Gramm Gentian, 8 Gramm Agaricus, 8 Gramm Angelica, 8 Gramm Rhabarber, 4 Gramm Zittwerwurzel, 4 Gramm orientalischen Safran, 4 Gramm Cremortartari, 35 Gramm feinster Aloe und 35 Gramm grob zerstoßener Myrrhe. Dies alles thue man in einen Steintopf, gebe eine Flasche guten Franzbranntwein darauf und schließe das Gefäß luftdicht zu. Nach acht Tagen gießt man das Flüssige durch ein feines Haarsieb in eine Flasche, die man gut zukorkt; ein kleines Medizinfläschchen voll nimmt man sich gleich zum Gebrauch davon ab. Bei Magenschmerzen, Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, nach einem schweren späten Abendessen und so mehr giebt man 8—12 Tropfen von dem bereiteten Elixier in ein Glas, gießt etwas Wasser dazu, etwa 1—1½ Löffel voll, trinkt es aus und nimmt ein Stückchen Zucker nach. Nach kurzer Zeit wird man Linderung des vorherigen Unbehagens merken.

Logogriph.

Mit **s** gehört's zu den Planeten,
Allein mit **k** zu den Moneten.

Anagramm.

Aus steinerner Klause
Holt man mich zum Schmause.
Ein Zeichen entferne,
Dann pflückst du mich gerne.

Rätsel.

Ich stamm' aus Bauerns Händen,
Bin oft nur wenig wert,
Und doch werd' ich vom Höchsten —
Wie Aermsten auch begehrt.
Als du das Licht erblicktest,
Ward ich dein Eigentum,
Ich werde dich begleiten,
Bist du einst kalt und stumm.
Bei Tisch bin ich der erste
Und auch der letzte Gast;
Und selbst zur Nachtzeit wünsch' ich,
Daß du mich bei dir hast.
Und hab' ich dir gedienet,
Bin ich dann alt und schwach
Komm' ich in hohen Ehren
Noch einmal an den Tag.
Noch glänzender als früher
Von Arm und Reich geehrt,
Ist mir ein neues Leben
Im Wissensreich beschert. Stbch.

Königszug.

	Früh=	der	brin=	grü=	nes	
laß	wird	ling	gen	licht=	Wald=	Gras
das	chen	was	sein	lein	ster=	mei=
Seel=	Fra=	chen	Seel=	gen	und	chen
gen	lieb	lieb	laß	Fra=	vor	Veil=
Schuld	auch	ze=	Din=	das	al=	sen
chen	Her=	gen	leid	len	Ta=	die=
bis=	chen	und	ein	gen	huld	in
Glück	ein	bis=	Frau=	en=	deiht	ge=

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Das Anagramms: Loga, Olga. — Des Logogriphs: Naab, Raab.
Des Arithmogriphs: **C**ambridge, **A**gram, **M**adrid, **B**reda, **R**iege, **I**dar, **D**rama, **G**ramm, **E**dgar. Cambridge.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.